

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

16.

Dienstag, am 8. August 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der gute Bürger.

Met.: Aus Feuer ward der Geist geschaffen &c.

Die Sonne sinkt, geräuschlos werden
Die engen Gassen nach und nach,
Da sucht für seine Tagbeschwerden
Der Bürger wieder sein Gemach —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Er kennet seines Hauses Wände
Und Tisch' und Schränke sehr genau,
Er kennt wie seine eig'nen Hände
Die Kinder, Großmama und Frau —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Er kann zu Hause nichts erleben,
Als was er längst erlebt hat,
Und was sich irgend hat begeben,
Erfährt er dort ganz accurat —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

O Lust, bei Bier und Tabakdampfe
Zu hören von dem Lauf der Welt,
Von der Escherkessen Freiheitskämpfe,
Und wie ein König Reden hält —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Raum tönt vom Thurm die sechste Stunde,
So treibt's ihn aus dem Hause fort,
Den letzten Bissen noch im Munde
Summt er sein erst und letztes Wort
Und spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Hoffmann von Fallersleben.

General-Bericht des Mandarinens Kning-Knang-Knong über deutsche Zustände

an

Se. Majestät den regierenden Kaiser von China.*)

Frei aus dem Chinesischen
von Hermann Marggraff.

Sonne der Vernunft! Absolutester Begriff!
Auge und Mittelpunkt der Welt! Kaiserliche
Majestät! — In Deiner Alles zertrümmernden
Weisheit hast Du mich mit einem stechenden
Blicke begnadigt und mir einen gnädigen Fußtritt
gegeben, und mich Allerwohlgeneigtest angeschaut:
ich schuftiger Knecht solle Deinem die Sonne ver-

*) Aus der Einleitung zu dem Romane O (Null), welcher gegen Ende des Jahres erscheinen wird.

dunkelnden Throne auf den Knien nahen, mit einem allerdemüthigsten Bericht über das Ländchen, Deutschland genannt, welches sich erfrecht hat, mit dem Reiche der Mitte Handel treiben zu wollen, und zu Deinen Füßen um Erlaubniß dazu wimmert, in banger Erwartung des entscheidenden Blickes, welchen Du den Abgesandten dieses ohnmächtigen Landes zuwerfen wirst. Verzehre sie nicht mit den Gluthen deiner Augen, da sie ohnedies hinfällig sind, sondern gönne ihnen eine Zeitlang in Deiner himmlischen Sphäre zu athmen, damit sie in ihrer Heimath von Deiner gottgleichen Macht und Herrlichkeit erzählen können.

Deutschland wird von sehr vielen und sehr verschiedenen Völkerschaften bewohnt: Preußen, Oesterreichern, Baiern, Sachsen, Schwarzburg-Sondershäusern, Lippe-Deimoldern, Dessauern, Frankfurt am Mainern, Hamburgern und noch einigen dreißig andern, mit deren Aufzählung ich Dein himmlisches Ohr nur ermüden würde. Sehr sonderbare Völkerschaften waren ehemals die Burschen und Turner, die jetzt so ziemlich erloschen oder erlöschet sind, weil sie die unangenehme und barbarische Gewohnheit hatten, lange Haarzotten zu tragen und mit nackten Halsen einherzugehen, worin man staatsgefährliche Ideen zu erblicken glaubte. Die schlimmste Race derselben, die Demagogen, sind bereits gänzlich ausgerottet, nachdem man sie — wahrscheinlich medicinischen aber langwierigen — Untersuchungen und Decularinspektionen unterworfen hatte und das ärztliche Gutachten dahin lautete: das Volk der Demagogen habe nicht bloß bedeutende Anlagen zum Durst, der sich allenfalls stillen läßt, sondern auch zum Blutdurst, wogegen später die Kaltwasserheilanstalten als Schutzmittel errichtet wurden. Doch sollen noch manche dieser Demagogen umherschleichen, aber im Frack, wie der Wolf in Schafskleidern.

Das mächtigste Volk in Deutschland ist das der Philister, welches bei den Regierungen sehr beliebt ist, da es die Ruhe über alles liebt, geduldig seine Abgaben zahlt und unverbrüchlich am Alten hängt. Am Tage arbeitet dieses Volk, in der Nacht schläft es, ohne von bösen Träumen gequält zu werden, und nur am Abende oder an den Feiertagen überläßt es sich dem Vergnügen.

Thue deine mächtigen Ohren auf, höre und staun was das für Vergnügungen sind! Es giebt in Deutschland öffentliche Orte, die man Tabagien oder Kneipen nennt. In diesen Kneipen versammelt sich Abends das Volk der Philister, um ein schwarzes, braunes oder lichtgelbes Gebräu zu trinken, welches man Bier nennt. An einigen Orten trinken es die Philister aus hellgeschliffenen Gläsern, an andern aus Kannen oder Krügen. Dazu rauchen sie ein gefährliches Kraut, Tabak genannt, aus langen oder kurzen Pfeifen. Das Hauptvergnügen besteht nun darin, so viel Getränk in den Leib, und so viel Qualm in die Stube zu bringen, als immer nur möglich. Je mehr Dampf und Qualm, desto wohler und behaglicher fühlt sich der Philister. Man erzählt sogar, es seien in manchen Kneipen Särge aufgestellt, um sogleich diejenigen hinein zu thun, welche sich todt gefressen und geraucht haben, ähnlich wie die Studenten in ihren Kneipen sogenannte Todtenkammern besitzen, in welche sie die Abgefallenen — womit man euphemistisch die zu Tode Gefressenen bezeichnet, — hineinschaffen; und da kräht weder Hund noch Hahn darnach. Indes dürfte dies wohl eine Fabel sein, da sich der Philister vor nichts so sehr fürchtet, als vor seinem Weibe und dem Tode. Dazu spielen die Philister sogenannten Schafskopf, was ihnen sehr natürlich steht; man spielt den Schafskopf einmal in Person, dann mit Blättchen, worauf seltsame Figuren gezeichnet sind und die man Karten nennt; die französischen sind die zierlicheren; der Philister aber begnügt sich mit den deutschen, die recht geschmacklos und gemein aussehen. Bier und Tabak haben die Eigenschaften, daß sie dumm machen; letzterer unterscheidet sich von dem Opium nur dadurch, daß er ein langsames Gift ist und eben so sicher, wenn auch nur allmählig, zur Erschlaffung und Abtödtung des Geistes führt. Indes ist dieser Umstand denen, welche über die Philister herrschen, gar nicht unangenehm. Der Deutsche kneipt überhaupt gern, wofür man den Deutschen wieder kneipt.

Merkwürdig ist bei dem Deutschen folgende Erscheinung: er besitzt eine solche Zeugungskraft, daß immer neue Völkerschaften entstehen, ähnlich wie bei den Polypen. Aber sie bekriegen sich unter einander und eins frißt immer das andre

auf. So war im vorigen Jahrhundert das gelehrte Volk der Kantianer ein sehr mächtiges Volk; dann aber entstanden fast zu gleicher Zeit die Völkerschaften der Schellingianer und Fichtianer, und rotteten die Kantianer aus; gegenwärtig bemühen sich die Hegelianer, die aber bereits schon in mehrere kleine Völkerschaften zerfallen sind, den letzten Rest der Schellingianer zu vernichten. In jüngster Zeit entstanden noch die Straußianer, deren Oberhaupt lieber das Theater als die Kirche besuchte, ursprünglich ein Gottesgelehrter war, zuletzt aber eine berühmte Sängerin heirathete. Er scheint mehr eine mythische Person zu sein und aus einem Doppelwesen zu bestehen, von denen das eine lustige Tänze componirt, das andre dicke gelehrte Bücher schreibt. Galten schon die Straußianer für ein ziemlich gotteslästerliches Völkchen, so ist dies mit der Völkerschaft der Rugianer und Bruno-Bauerianer noch viel mehr der Fall, weshalb man sie in den Blockadezustand versetzt hat, um sie gleichsam auszuhungern. Die Waffe, deren sich diese Völkerschaften bedienen, um sich gegenseitig die Haut abzuziehen, nennt man im Deutschen Kritik; es ist aber schwer, von dieser Waffe eine Beschreibung zu geben, da sie so mannigfaltige Formen hat; bald ist sie plump und breit, bald spitzig, bald scharf schneidend, bald stumpf, und man bedient sich ihrer bald auf offene, bald auf eine sehr versteckte und heimtückische Weise. Dies Abschachten, Abhäuten, Morden und Mezeln begleiten Andere mit fürchterlichen und blutdürstigen Liedern, unter denen sich die von Georg Herwegh durch ihren mordlustigen Ton besonders auszeichnen. Aber auch dieser rohe Kannibale, welcher seine staatsmörderischen Gedichte in einem zierlichen Feuilleton zierlich geordnet hält, hat sich dem sanften Verhältnisse einer süßen Ehe gefügt, und athmet jetzt die milde Luft Neapels und Capua's, wo bekanntlich Hannibal's Heer verweilichte. Ueberhaupt heirathet man in Deutschland aus Sanitäts- und andern Rücksichten ungemein gern, besonders das Volk der Jungdeutschländer, welche in ihrem Junggesellenzustande ausgemachte Barbaren waren, jetzt aber recht fein und gesittet worden sind. Aehnlich ist es mit dem sogenannten Volke der emancipirten deutschen Weiber, welche eine Art Amazonen zu sein scheinen, nur daß sie

gegen die Männer lange nicht so grausam sind, vielmehr oft einen ganzen Kreis von Männern um sich haben, wobei unser chinesischer Thee, welchen sie leider sehr verdünnt trinken, eine Hauptrolle spielt. Aus diesem commerciellen Grunde schlage ich in allertiefster Demuth und Dummheit vor, dem Volke der emancipirten Weiber besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und unverzüglich in directe Beziehung mit ihnen zu treten. Endlich ist unter den neu entstandenen deutschen Völkerschaften noch besonders das Volk der Pietisten zu erwähnen, in deren Reiche ewige Finsterniß herrschen soll. Ein Theil derselben nannte sich Mucker, welche schauderhafte Mysterien feierten, wobei alte Weiber als Priesterinnen dienten, und junge Mädchen geopfert und geschlachtet worden sein sollen. Das Volk der Mucker ist aber in seinen geheimen Schlupfwinkeln aufgestört und vollkommen ausgerottet worden, während das der Pietisten an Macht und Bedeutsamkeit zu gewinnen scheint. Freilich kann man ihnen nicht recht zu Leibe, weil ihr Gebiet von ewigen Nebeln eingehüllt ist.

Die Völkerschaften Deutschlands sind zum Theil durch gewaltige und unübersteigliche, sogenannte Zollsperrren geschieden, die mit unserer chinesischen Mauer einige Aehnlichkeit haben mögen. Hier und da hat man sie nach gegenseitigem Uebereinkommen niedergerissen. Seitdem fabelt man viel von deutscher Einheit, d. h. jedes Individuum kann aus einem deutschen Lande in das andere reisen, wenn es im dießseitigen Staate seinen Militärpflichten nachgekommen, oder davon frei ist, denn es heißt in Deutschland: Militärdienst geht vor Gottesdienst, obgleich das Militär Sonntags zum Gottesdienste getrieben wird. Dann muß das Individuum, das von Pontius zu Pilatus, zu Consuln, Generalconsuln und Gesandten laufen muß, ein langes Blatt Papier gegen Bezahlung auf die Reise mitnehmen, worauf bemerkt ist, daß es reisen kann und darf, und auf wie lange Zeit es die Erlaubniß hat, in seinem einzigen deutschen Vaterlande sich umzusehen. Auf diesem Blatte ist auch der Inhaber von Kopf bis zu den Füßen beschrieben: welcher Stand? welche Religion? welcher Reisezweck? wie groß? wie alt? was für Augen, Mund, Nase, Ohren? Besondere Kennzeichen? u. s. w. Mit diesem Blatte,

das beinahe wie ein Speisezettel in vergrößertem Maßstabe aussieht, Paß genannt, ist nun der Reisende ein passabler Mensch, d. h. er kann in den Städten frei ein- und auspassiren, vorausgesetzt, daß er sich wie ein ruhiger Bürger, oder wie einer vom Volke der Philister beträgt. Will er aber an irgend einem Orte des deutschen Auslandes oder ausländischen Deutschlands übernachten, so kann er sein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, als bis er diesen legitimirenden Zettel dem Besitzer des Gasthofes vorgewiesen hat. Geht er zu Fuße und sieht er nur ein wenig lumpig aus, wie es wohl auf Reisen zu geschehen pflegt, so ist er außerdem noch der Gefahr ausgesetzt, auf offener Straße von einem Berittenen, Landreiter, an andern Orten Gensd'armes genannt, angehalten, um nach seinem Passe befragt zu werden. Und wehe ihm, wenn er seinen Paß verloren hat! In diesem Falle würden Ew. Kaiserl. Majestät, wenn Dero Allerhöchste Gnaden die Herablassung haben wollten, eine Fußpartie durch Deutschland zu machen, und dessen elenden Boden mit Dero allerhöchsten Füßen zu treten, einer einstweiligen Einsperrung ins Stockhaus schwerlich entgehen, bis Kaiserliche Allergöttlichste Gnaden einen neuen Paß besorgt, oder nach Peking um eine Legitimation geschickt hätten, was gewiß mit großem Verlust an Geld und Zeit verbunden sein würde. Will der Reisende sich in einer Stadt auf längere Zeit aufhalten, so muß er eine sogenannte Aufenthaltskarte bezahlen, und diese von Zeit zu Zeit verlängern lassen; wenn aber der Paß abgelaufen ist, so wird die Aufenthaltskarte auch nicht mehr verlängert und der Reisende muß, wenn er seinen Paß nicht erneuern lassen will oder kann, auf's schnellste nach seiner Heimath zurückeilen, wo nicht, wird er allenfalls auf den Schub gebracht, d. h. man giebt ihm einen Polizeidiener mit und setzt ihn auf einen Wagen, und so fort von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, was wenigstens ein sehr wohlfeiles Reisen zu sein scheint, aber einem so hochgebildeten Manne, wie Ew. Kaiserl. Majestät, nicht eben zu empfehlen sein möchte. Aehnlich wie mit den Pässen ist es auch mit den sogenannten Heimathscheinen bestellt. Wenn sich aber Ew. Kaiserl. Majestät, vorausgesetzt, Sie wären, was Gott gnädigst verhütet hat, Eingeborne eines deutschen Landes, in einem

andern deutschen Lande auf einen Heimathschein aufhalten wollten, und verliebten sich in ein blondlockiges, blauäugiges deutsches Mädchen, und verbanden mit Dero zärtlicher Liebe reelle Absichten, wie es auch gar nicht anders von einem reellen, ehrlichen Manne, wie Kaiserl. Majestät, zu erwarten ist, welche Hindernisse würden Allerhöchstdenselben, in Annahme, Sie wären als deutscher Unterthan Allerniedrigst dieselben, in den Weg gestellt werden! Auf den Heimathschein könnten Dero Allerhöchste Gnaden nicht heirathen, denn Dero Heimathstaat bemerkt in Dero Heimathscheine ausdrücklich, daß letzterer im Falle einer Verheirathung seine Kraft und Garantie verliere, und der andere deutsche Staat, in welchem Sie sich bis dato aufhielten, verlangt nun allen Ernstes, daß Dero himmlische Gnaden erst Tauf-, Trau-, möglichst viele Cassen- und andere Scheine herbeischaffen, und sich das Bürgerrecht erwerben. Glauben aber Ew. Kaiserl. Majestät nicht, daß es dem Unterthan eines deutschen Staates leicht gemacht sei, Bürger und Unterthan eines andern deutschen Staates zu werden! Im Gegentheile, der Schwierigkeiten sind so viele, daß es einem deutschen Unterthan fast leichter fallen möchte, Kaiser von China zu werden, als dem Kaiser von China, Bürger eines deutschen Staates zu werden. Indes hoffe ich, daß Kaiserl. Majestät in Ihrem Palaste zu Peking, dem Mittelpunkte der Welt, trotz der Chicanen rothstruppiger Barbaren, sich hinlänglich behaglich fühlen und den Gedanken, deutscher Bürger zu werden, mit Verachtung zurückzuweisen die Gnade haben wollen. Wer eine reiche Canaille, d. h. keine Canaille ist, dem mag es wohl leichter fallen, in einem ausländischen deutschen Staate das Bürgerrecht zu erwerben; aber nicht so demjenigen, der eine arme Canaille, d. h. eine wirkliche Canaille ist. Indes, man macht vielleicht einen Scheinkauf. Ueberhaupt ist in Deutschland Alles auf den bloßen Schein gestellt. Denken Ew. Kaiserl. Majestät nur an die Cassen-, Legitimations-, Steuer-, Zoll-, Heimaths-, Tauf-, Trau-, Wechsel-, Gestellungs-, Aufenthalts-, Sittlichkeits-, Ehrenerklärungs-, Entlassungs- u. s. w. Scheine. Wo solche Ausweise fehlen, findet gar leicht eine Ausweisung Statt. So kommt mir der Deutsche immer vor wie ein gefangener Vogel, dem man einen Faden

an's Bein gebunden hat; man läßt ihn eine Strecke weit fliegen, aber Zupf! und der Vogel muß wieder in seinen Käfig zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung aus dem spanischen Feldzuge 1813.

F r a g m e n t.

Mein ehemaliges Quartier, das äußerste Haus am Wege nach Castella, nahe an einem großen umhegten freien Plage, der zu Musterungen und zum Exerciren ein schönes Terrain abgab, war gänzlich verödet. Der böse Dämon, der im Gefolge der streitenden Königsfamilie das Land nach allen Richtungen durchzog, war auch in das Innere der friedlichen Hütte gedrungen. Die beiden Söhne des vormaligen padrone de casa waren verschiedenen Meinungen zugethan. Der eine hielt es als galantuomo mit Donna Christina, der älteste, ein Stock-Spagnol, mit der Legitimität des Don Carlos. Diese Verschiedenheit artete mit der Zeit in so heftige Zwiste aus, daß die Brüder, sich unversöhnlich hassend, oft mit den Waffen in der Hand auf einander losgingen. Es wurde nicht eher Ruhe, bis der Vater, der den Jüngsten vorzugsweise liebte, dem ältern Sohne das Haus verbot.

Auf Rache sinnend, schlich der Verbannte lange Zeit einsam in den schaurigen Bergschluchten umher, bis die erste carlistische Streifpartei in das friedliche Thal einbrach, und die bisherige Ruhe seiner Bewohner auf eine schauerliche Weise störte. Der erste gotteslästerliche Frevel wurde durch den Verbannten verübt, indem er Vater und Bruder als feindlich Gesinnte an den Carlistenchef verrieth. Dieser ließ sie nach Carlistenweise mit noch fünf Andern, von dem Elenden als verdächtig bezeichnet, hängen und erschießen, Vater und Sohn auf dem Balcon des eigenen Hauses. Die Häuser der Ermordeten wurden der Plünderung der sogenannten Gotteskämpfer preisgegeben, und Pedro, der sich später, durch Gewissensbisse zur höchsten Raserei entflammt, als einer der berühmtesten Unteranführer im Heere des Cabrera auszeichnete, wurde in dem Hause seines gemordeten Vaters,

in welchem er seinen neuen Freunden ein großes Banquet gab, zum Officier creirt. Mit Wein und Getreide beladen, trieben die Ladronen einen langen Zug von Maulthieren vor sich her, als sie, für dieses Mal sich noch nicht stark genug fühlend bis nach Alicante vorzudringen, in die Gebirge zurückkehrten. „Los demonios!“ sagte der Dorfbarbier, der uns in unserm Hotel aufgesucht und uns die Geschichte, auf mein Befragen nach dem frühern Hausbesitzer, mit allen möglichen Schrecknissen ausgemalt, erzählt hatte. Das Haus stand, wie ich vorhin bemerkt, gänzlich leer, und befand sich in einem ruinenartigen Zustande. Der unnatürliche Sohn hatte mit eigener Hand Thüren und Fensterladen in die Flammen der Wachtfeuer geworfen. Schaurig zog der Wind durch die Oeffnungen, und die durch den Zug entstehenden heulenden Töne, die von den Leuten für Klagetöne der Ermordeten gehalten wurden, hielten die Einwohner, besonders des Nachts, in scheuer Entfernung von dem mit dem Vaterfluche belasteten Hause.

Wie viele solcher Unglückshäuser mag es nicht in Spanien geben, und wie lange wird es noch dauern, ehe ein wahrhaft guter Geist von ihnen Besitz nimmt, nachdem die bösen Geister, die von der vormaligen Regierung zu allerlezt noch entfesselt wurden und sich überall einnisteten, endlich durch eine gute Regierung daraus gänzlich exorcirt sein werden! O, Don Fernando! je mehr ich mir — als wir damals wieder in Spanien vordrangen — die Sache überlegte, um desto mehr lernte ich begreifen, welche ungeheure Blutschuld Du zu vertreten hattest, als Du vor Deinen Richter tratst im Himmel. Carl I. von England war ein Engel gegen Dich, und dennoch fiel sein Kopf unter dem Beile des Henkers zur Strafe des am Volke und an der magna charta begangenen Verraths. Das Schlimmste an der Sache ist, daß die von Ferdinand VII. ausgestreute Blutsaat wuchernde Früchte trägt noch bis in das dritte und vierte Glied. Das ist der Fluch der bösen Thaten, die aus Königshäusern hervorgehen! Mit Volksblut müssen erst die Stufen zum Throne wiederholt gereinigt werden, ehe ein neues, würdiges Geschlecht darauf Platz nehmen kann.

Von einem leisen Frösteln geschüttelt, stieg ich die enge Treppe hinan, die zu dem Gemache führte,

das ich als Einquartirter in dem Hause bewohnt hatte. Auch hier waren die Thür und die Wandbekleidungen zerstört, theilweise der Fußboden aufgerissen, vielleicht weil man dort nach verborgenen Schätzen gewühlt hatte. Die feindlichen Brüder, damals noch kleine Buben, hatten mir oft, der eine den Esako, der andre den Säbel auf ihren Wunsch bis hierher nachgetragen. Sie machten sich zwar mit den Waffen zu schaffen, und ich unterhielt mich, wenn auch in seltsamem Radebrechen, gern mit den freundlichen und feurigen Knaben, je mehr sie auch ihrerseits durch erlernte deutsche Worte sich mir verständlich zu machen suchten. Der Vater, der den jüngsten auf den Knien schaukelte, wenn er, von der Arbeit heimkehrend, den ältesten in seinem Franzosenhass bestärkte, hatte damals keine Ahnung davon, welchen Ausgang es mit seinen Lieblingen nehmen würde, die er als ächter Patriot zu einer begeisterten Liebe für König und Vaterland zu erziehen bemüht war, während die fromme Mutter, die Ferdinands Rückkehr aus der Gefangenschaft zu Balengay nicht lange überlebte, zugleich mit dem Priestervicar des Ortes das Seelenheil des Hauses überwachte, indem sie täglich gewisse Gebete und auch einige Paternoster hersagen mußten, ehe sie Abends zu Bette gingen. Als mich eines Tages der jüngste der Knaben fragte: „Seid Ihr denn auch ein Christ, Senhor, wie wir andern?“ und ich die Frage lächelnd mit „Ja“ beantwortete, erwiderte der Knabe: „Aber Ihr betet ja nicht so wie wir.“ — „Mein guter Miguele, wir beten im Stillen zu Gott, und er hört uns eben so gut wie Euch, die Ihr laut zu ihm sprecht. Dem Knaben schien es einzuleuchten; denn als er eines Abends zum Gebet kommen sollte, rief er von der Treppe hinab: „ich habe schon im Stillen gebetet, liebes Mütterchen.“

Es wurde mir erst leichter um das Herz, als ich das einst so glückliche Haus weit hinter mir hatte. Auf einer Anhöhe blieb ich stehen, und blickte in die lachende friedliche Natur, die nichts von den Greueln wußte, welche von ihren liebsten Kindern verübt wurden. Mein Auge streifte über die weite Fruchtebene zu meiner Linken, während der Platz dicht vor mir eine Menge Erinnerungen so frisch vor die Seele führte, als wenn ich nur Monate von St. Vincente entfernt

gewesen wäre. Besonders war es die entfernteste Ecke des Feldes, wo ein hoher Aufwurf die Grenze der Feldmark zwischen den Weinfeldern von Amazente bezeichnete, die meine Aufmerksamkeit mehr als selbst der schöne Waldstreif fesselte, der die verlassene Villa des Grafen Almagro wie ein bunter Smaragd Gürtel umsäumte. Wie hätte ich auch die Veranlassung des mir denkwürdigen Flecks vergessen können! Zwar nur eine Bagatelle, zumal wenn man nicht Phantasie genug besitzt, sich den ärgerlich lächerlichen Unfall gehörig auszumalen, der mich unter den Augen des commandirenden Generals wenige Wochen nach unserer Ankunft in St. Vincente so schwer betraf. Damals hätte ich vor Aerger und Scham vergehen mögen, während ich jetzt am Abend meiner Tage, so gut wie über manchen andern Unfall, der mich im Leben betroffen, auch über dieses *evenement malheureux* ganz ruhig zu lächeln vermag.

Wir hatten, um den mit Ausgang des Monats April auf dem Dädalus und dem Globe angekommenen letzten Mannschaften, die lange auf dem Meere umhergeworfen, zuerst in Lissabon und Cadix Schutz gesucht, Platz zu machen, die schönen Quartiere zu Muchamiel mit dem kleinen Orte St. Vincente vertauschen müssen. Der commandirende General hatte nämlich die Verfügung getroffen, daß die Pferde der letzten Abtheilungen, die so viel von dem Ungemach der langen Seereise erduldet hatten, in dem, dem Hauptquartiere näher, und daher für Mann und Roß viel bequemer liegenden Muchamiel so lange rasten sollten, bis sie für vollkommen dienstfähig von unserm Regimentschef erklärt werden würden. Diese Erklärung war jetzt von dem Obrist abgegeben, und der General hörte sie um so lieber, da er uns nun bald zum Vorpostendienst gebrauchen konnte, der bisher aus Mangel an Reiterei durch ein englisches und ein neapolitanisches Dragoner-Regiment, zugleich mit einem Corps ausländischer Husaren — *foreign Hussars* — die größtentheils aus Ueberläufern fremder, in der französischen Armee dienender Truppen zusammengesetzt waren, abwechselnd versehen worden war.

Der Regimentscommandeur sprach in dem betreffenden Befehle seine Erwartung aus, daß es bei dem Ausrücken zu der angesagten Parade an nichts fehlen möge, was das englische Dienstregle-

ment deshalb besagte. Zu diesem Befehle hatte er sich vielleicht um so schwerer entschlossen, da er streng genommen selbst in dem grotesken Aufzug einer schweren Marschparade — heavy marching order — wodurch das leichte Husarenregiment so schwerfällig erschien, als die Grenadiere der französischen Kaisergarde, was doch viel sagen will, paradiren mußte.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten. Schilderungen aus Paris.

Von
Ludwig Kellstab.

(Fortsetzung.)

Selten begegneten wir einzelnen Masken, meist Gruppen von vier, sechs, acht Personen, gewissermaßen wild gewachsene Quadrillen, zu gemeinsamem Genuße des Festes vereinigt. Durch dieses Beisammensein mehrerer erhöhte sich auch die Lebendigkeit des Anblicks, wie denn überhaupt das mir neue Schauspiel, Maskentrachten auf offener Straße zu sehen, eine ganz eigenthümliche Wirkung hervorbrachte; diese steigerte sich durch die unbefangene Lebendigkeit der Verkleideten, die mit lautem Lachen, Scherzen und Jubeln, als seien sie ganz allein, sich durch den wirbelnden Strom drängten, völlig und ohne Rückhalt der Luft hingeeben. — Auch einige Wagen mit Masken hatten sich schon inmitten der Straße gezeigt, und auf alle Weise, wie in einer kleinen Triumphfahrt die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gewußt: Haiducken vorn und hinten, in reichen Dressenkleidern, schwenkten dreifarbigte Fahnen; die Masken selbst waren auf die Sitze getreten, wo sie meist eine Gruppe von dreien bildeten, die sich mit ineinander geschlungenen Armen hielten, und so stehend, wie griechische und römische Sieger, daher fuhren. Ihre stolze Haltung schien der Menge zu sagen: Schaut her! Bewundert Ihr uns nicht, wie stattlich wir uns herausgeschmückt haben? Was kommt wohl unserem Glanze, unserer Pracht hier gleich! — Wohl dieser glücklichen Selbstgenügsamkeit der Freude, die sich überall im Mittelpunkte der Welt, und den Himmel über ihrem Haupte immer am höchsten erblickt!

Wir waren mittlerweile die Boulevards Montmartre und Poissonnière ganz hinuntergegangen, als plötzlich ein verstärktes Brausen der Volksstimmen uns auf etwas Außerordentliches aufmerksam machte. In der That sahen wir aus einer Seitenstraße einen großen,

mit sechs Pferden bespannten Wagen hervorkommen, deren stattlichsten Anblick darbot. Die Rosse trugen hohe Federbüsche auf dem Haupte, und waren mit rothen, breit mit Goldtressen besetzten Decken behangen. Ein Wagenführer in mittelalterlicher Tracht lenkte sie, ähnlich gekleidete Trompeter nahmen die Sitze ein, und bliesen einen schmetternden Marsch. Diesem ersten Wagen folgte ein zweiter, ein dritter, endlich vielleicht ein Duzend, alle mit Masken besetzt, in der Mehrzahl Trachten aus den Zeiten Ludwigs XIV., doch auch andere in möglichst leuchtenden und schimmernden Farben mit untergemischt. So weit ich es unterscheiden konnte, waren es nur Frauen, welche auf diesen sämmtlich reich mit Kränzen und Fahnen geschmückten, und mit Decken behangenen Wagen saßen, die sich auf antiken Blockrädern bewegten, und deren Pferde, lauter Sechsgespänne, eben so harnaschirt waren, wie die des ersten. —

Wir wußten Anfangs nicht, was dieser Prachtzug zu bedeuten hatte, als der von vielen Seiten her ertörende Ruf: „les blanchisseuses!“ uns das Räthsel löste. Es waren also die Wäscherinnen, welche hier ihren Triumphaufzug hielten, und den Mittelpunkt der ganzen Festlichkeit bildeten.

Ich habe schon bemerkt, daß das Terrain der Boulevards hügelartig steigt und fällt. So unbequem dies auch in mancher Beziehung für den Verkehr ist, so vortheilhaft war es dem malerischen Ueberblick bei diesem Feste. Wir waren eben, ohne daß ich es bemerkt hatte, eine solche ziemlich beträchtliche Höhe auf dem Boulevard Bonne Nouvelle an der Ecke der Rue de la lune hinangestiegen. Plötzlich breitete sich das ganze Getreibe vor und hinter uns, weit übersehbar, zu unsern Füßen aus. Der Anblick war einzig zu nennen. Die wogende, dunkle Menge, die unabsehbare Reihe der Wagen, die buntfarbigen Masken, und vorzüglich der Zug der Wäscherinnen im hellsten Sonnenlichte strahlend; dazu die imposante Architektur und Baumreihen der Boulevards, alles dieses auf einer Strecke von wohl einer halben Stunde vor- und rückwärts sichtbar, bildete ein bewegtes Gemälde, das an Glanz und Lebendigkeit selten seines Gleichen finden dürfte. Mit einem fast schauerlichen Eindrucke ragten die beiden schwarzen Thore St. Martin und St. Denis, welche als die alten Stadthore von Paris, mitten auf dem Boulevard stehen geblieben sind, und jetzt römischen Triumphbogen gleichen, ernst und starr aus der buntbewegten Menge hervor. Es war, als ob eine düstere, alte, versteinerte Zeit, grollend über ihren absterbenden Verfall, auf die thörichte Lust der Urenkel blicke, die der Warnung des ernstesten Alters taub, sich müßig und achtlos vorbei treibt.

Wir aber warfen uns aufs Neue in den Strom der Lust, und schwammen mit ihm die Boulevards weiter hinab.

(Fortsetzung folgt.)

F e n i l l e t o n .

Der Pabst hat Herrn v. Görres das Comman-
deurkreuz des St. Gregoriusordens durch den päpstlichen
Gesandten in München zustellen lassen.

Wir haben in Deutschland jetzt fünf verschiedene
Arten zu gesetzlichen Bestimmungen zu gelan-
gen: auf dem Wege der Bundesbeschlüsse, auf dem Wege der
Verordnung, auf dem Wege der Verwaltungsgrundsätze,
auf dem Wege der Erklärung, daß sich etwas nach dem
monarchischen Principe von selbst versteht, und auf dem
Wege der Gesetzgebung durch Vereinbarung mit den
Ständen.

Censur. Die Organe der deutschen Regierungen
behaupten jetzt gewöhnlich, daß „heilsamen Wahrheiten,
wenn sie mit Mäßigung vorgebracht würden, der Weg
zur Deffentlichkeit nicht gesperrt würde“ (Worte des
Staatsraths von Priesen in der Würtemberger Kam-
mer). Vorerst liegt darin ein Geständniß, daß die Cen-
sur nicht eine Anstalt ist, um Verbrechen zu verhüten,
sondern um heilsamen Wahrheiten, wenn sie nicht mit
Mäßigung vorgebracht werden, oder, um nicht heilsamen
Wahrheiten, wenn sie mit Mäßigung vorgebracht wer-
den, oder endlich, um nicht heilsamen Wahrheiten, wenn
sie nicht mit Mäßigung vorgebracht werden, den Weg
zur Deffentlichkeit zu sperren. Was ist eine heilsame
Wahrheit? Was ist Mäßigung? Heilsam ist eine Wahr-
heit, wenn sie dem herrschenden Regierungssystem gemäß
ist; mit Mäßigkeit vorgebracht heißt aber eine mißliebige
Wahrheit nur dann, wenn sie auf eine Weise vorgetra-
gen wird, welche das Eindringen einer Wahrheit in's
Leben unmöglich macht. Mit andern Worten ist also
Censur eine Anstalt, welche verhüten soll, daß irgend
eine andere Wahrheit im öffentlichen Leben zur Wirk-
samkeit gelange, als eine solche, die mit den Ansichten
der, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten ste-
henden Minister im Einklange steht. Nun ist aber män-
niglich bekannt, daß constitutionelles Leben nicht bestehen
kann ohne die Freiheit der Darlegung gegenseitiger An-
sichten, daß das monarchisch-constitutionelle System selbst
einer freisinnigen und einer nichtfreisinnigen Auffassung
fähig ist, und daß durch die Bekämpfung der nichtfrei-
sinnigen Auffassung noch nicht das constitutionell-monar-
chische System selbst angegriffen wird. Zum Beweis des hier
Gesagten dienen folgende Thatsachen: Vor einigen Jah-
ren wurden im tiefsten Frieden alle Artikel über Wahl-
angelegenheiten unterdrückt, wenn sie auch mit der größ-
ten Mäßigung geschrieben waren. In einem Würtem-
bergischen Blatte wurde der Satz gestrichen: „Die Ro-
manisten haben das geheime Gerichtsverfahren an die
Stelle des deutschen öffentlichen Prozesses gesetzt.“ Als
im vergangenen Jahre 127 Württembergische Rechtsan-
wälte sich zu Gunsten der öffentlich-mündlichen Gerichte

erklärten, wurde in dem halbamtlichen Schwäbischen Mer-
kur in einem Artikel gegen dieselben unter Anderem ge-
sagt: Man möge sich über die Einmüthigkeit der Abvo-
katen nicht wundern, diese wünschten nur Gelegenheit zu
erhalten, sich recht zu zeigen, Ansehen und Staatswürden
zu erwerben, und materiellen Gewinn zu machen. Die
Württembergischen Advokaten erklärten dagegen, sie bedauer-
ten, daß ihr Gegner „in einer so ernstlichen Sache mit der
unwürdigen Waffe grundloser Verdächtigung kämpfe.“
Das Wort unwürdig wurde vom Censor gestrichen, ob-
wohl es bekanntlich ein Lieblingswort der Augsburger
Allg. Zeitung ist, eines Blattes, dessen Mäßigung
anerkannt wird. Die Wahrheit, daß grundlose Verdäch-
tigung eine unwürdige Waffe ist, schien also dem
Censor nicht heilsam. Alles das ist zu lesen in: Consti-
tutionelle Jahrbücher. Herausgegeben von Dr. Carl
Weil. 1843. B. 1, S. 250 und 251, S. 284 und 285.
Die Beamtenwelt spricht von Mißbrauch der Presse, die
öffentliche Meinung kennt den Mißbrauch der Censur. —

Sonderbar! Die Deutschen waren der Meinung,
sie hätten mit den neuen Verfassungspapieren, die
seit 1815 hier und da in Deutschland gedruckt worden
sind, constitutionelle Rechte erlangt. Diesen Wahn
uns zu benehmen erklärten Minister und Ministerjour-
nale seit 1833 wiederholt, unsere Verfassungen seien
nicht constitutionell, sondern deutsch-monarchisch-
ständisch. Gut, wir nehmen sie beim Wort. Wir sa-
gen: ganz recht, unsere Verfassungen sind gar nicht con-
stitutionell, aber eben weil sie constitutionell sein sollen,
müssen sie geändert werden. Was geschieht? Schnell
wird uns von Ministern wieder versichert, so sei das
nicht gemeint, im Gegentheil, so eine deutsche Verfas-
sungsurkunde habe uns mit einem Sprunge aus dem alten
Regime in's constitutionelle Leben versetzt, und eine Ver-
änderung sei also durchaus nicht nöthig.

Die badischen Deputirten. In Baden ist je-
der Staatsbürger, der das 25ste Jahr zurückgelegt hat,
im Wahlkreise als Bürger angezählt oder ein öffent-
liches Amt bekleidet, Wähler; ausgeschlossen sind bloß
Hinterfassen, Gewerksgehilfen, Gesinde und Bediente.
Diese Wähler wählen Wahlmänner und diese den Ab-
geordneten. Abgeordneter kann jeder werden, der einer
der anerkannten christlichen Confessionen angehört, 30 Jahr
alt, in dem Häuser-, Grund- oder Gewerbesteuerkataster
mit 10,000 Fl. Vermögen eingetragen ist, oder eine
Rente von mindestens 1500 Fl. von einem Stamm- oder
Lehnsgute, oder eine fixe und ständige Besoldung oder
Kirchenpründe von gleichem Betrage als Staats- oder
Kirchendiener bezieht, auch in diesen beiden letztern Fäl-
len wenigstens irgend eine direkte Steuer aus Eigen-
thum zahlt. —

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.